
Rezensionen

Ruth Brand

Im Schraubstock der exaltierten Körperkultur: Der weite Spagat vom Magergirlie zur Powerfrau

Nicole M. Wilk: Körpercodes – Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung, Frankfurt/M. 2002 (Campus Verlag, 324 S., 29,90 €).

„Frauen sind die eigentlichen Gewinner der Modernisierung“, so die Berliner Publizistin Katharina Rutschky. In deutschen Klassenzimmern haben die Mädchen die Jungs abgehängt. Je anspruchsvoller der Schultyp, desto mehr Schülerinnen. Die Nöte der Jungen setzen sich jenseits des Klassenzimmers fort: Sie leiden häufiger unter Sprach-, Lese- und Schreibstörungen, stottern viermal so oft und zeigen öfter Verhaltensauffälligkeiten. Noch immer werden junge Männer zu harten Kerlen erzogen. Ihre Sozialisation ist durch Einschränkung der emotionalen Expressivität, Härte gegen sich selbst und Missachtung der eigenen Gefühle geprägt. Auch auf dem Arbeitsmarkt holen Frauen auf, auch wenn sie gegenwärtig noch deutlich schlechter dran sind. Eine OECD-Studie prognostiziert, dass in 15 Jahren genauso viele Frauen wie Männer im Beruf stehen werden.

Quer zu diesen optimistisch stimmenden Verlaufskurven liegen die weiblichen Protagonisten auf der normativen Bühne der Geschlechter, denn denen bekommt die Emanzipation gar nicht so gut. Hat doch knapp jedes fünfte Mädchen zwischen elf und fünfzehn Jahren sich bereits einmal oder häufiger den Finger in den Hals gesteckt. Wenn Frauen in ehemals verschlossene gesellschaftliche Sektoren gelangen und sich gegenüber der männlichen Konkurrenz behaupten, so wäre doch zu erwarten, dass sie auch im öffentlichen Diskurs eher an ihren geistigen Potenzialen und ihren Taten gemessen werden. Stattdessen verhilft die zunehmende gesellschaftliche Partizipation Frauen offenbar nicht zu einem entspannteren Umgang mit ihrem Körper. Die Fesseln der Körpercodes wirken trotz der neuen Möglichkeiten, Anerkennung zu erlangen. Beim Körpergewicht der Models, die notorisch auf „gar nichts verzichten müssen“ und ‚Kalorienbomben‘ zu ihren Lieblingsspeisen erklären, sprechen die Zahlen für sich: 1965 wog ein US-amerikanisches Model 8% weniger als die durchschnittliche US-Amerikanerin, heute liegt das Gewicht 23% darunter. Modelling ist überhaupt einer von zwei Berufen, in denen Frauen durchgängig mehr verdienen als Männer, der andere ist die Prostitution. In beiden verkaufen sie ihren Körper. Die Frauen nehmen sich, so scheint es, ihren Anteil am zu verteilenden Kuchen nicht.

Dem Paradox zwischen materiellem Zugewinn und symbolischem Zwangskorsett, das seine Macht über Körpereinschreibungen und Prägung von Leibgefühlen verankert, will Nicole Wilk in ihrer Arbeit auf die Spur kommen:

Jahrzehntelang wurde Werbung als Bühne vorgestellt, auf der Frauen mit Waren kombiniert werden, damit ihr Sexappeal in die Bedeutung des Produkts mit eingeht. Doch wer heute einen Blick in Hochglanzmagazine riskiert, trifft kaum noch die alten Geschlechterklischees an: Wilk sucht in ihrer Untersuchung neuer Weiblich-

keitsbilder in der Werbung nach Wegen, um den ‚Neuen Frauen‘ in der Werbung auf die Spur zu kommen. Dazu versucht sie in ihrer Studie, den Symptomcharakter des Frauenbildes in der Werbung zu beschreiben. Werbung betrachtet sie als Kristallisationspunkt einer symbolischen Ordnung, in dem sich die Paradoxien der Lebensbedingungen von Frauen niederschlagen.

„Die feministische Kritik an sexistischen Darstellungen, sexueller Ausbeutung, entmündigenden juristischen, politischen und sonst wie öffentlichen Bestimmungen über den weiblichen Körper (z.B. die Debatte um den § 218) hat einen wichtigen Bereich der Prägung von Körperbildern und der Durchformung des Leibempfindens in den Schatten gestellt: Die Körpercodes des Schönheitsmythos. Ihre Auswüchse sind in einem physiometaphorischen Sinn einschneidend, weil sie als machtvormittelnde Körperpraktiken in das leibliche Spüren eindringen. Das geschieht durch Bodystyling, Extremsport, Diätieren und alle Praktiken, die das wahnhaftige Leibspüren hervorgebracht hat.“ (S. 25)

Konsum wird identifiziert als Medium, durch das die Konsumentin seelische Spannungen nach außen trägt, um sie im Inneren unschädlich zu machen: Der Konsum folge der Grammatik des schlechten Gewissens, die Frauen beherrsche, um ihre Scham dafür zu mildern, dass sie die Karrierewege der Männer kreuzen, ja durchkreuzen. So würden geißelnde Schönheitspraktiken, die symbolisch das soziale Gewicht erfolgsorientierter Frauen bis auf ein ‚unbedrohliches‘ Maß verringern, ein angemessenes Opfer für das Eindringen der Frauen in Politik, Wirtschaft und Erwerbssphäre. Hegemonialen Interessen komme der psychologische Effekt der schönheitsmythischen Anerkennungsregel sehr gelegen: Frauen, die sich schuldig fühlten, die sich schämten und an sich zweifelten, schwiegen.

So erstaunt es Nicole Wilk nicht, dass in Werbeanzeigen zwar Frauen Karriere machen, Managerinnen und Entscheidungsträgerinnen und Allround-Talente sind und durch und durch entschlossen und aktiv. Doch ihr Körper ist nicht robust und gut genug ernährt, um aktiv zu sein: Stattdessen ist die Frau mit Handy leicht untergewichtig und hat eine knabenhafte Figur.

Die Forscherin hat 120 Werbebilder ausgewertet und auf der Basis der Semiotik analysiert. Dabei verzichtet sie auf Anzeigen, in denen der Frauenkörper ganz einem stereotypen Geschlechterhabitus verhaftet bleibt, z.B. wenn lange Frauenbeine ein Produkt erotisieren. Zunächst entwickelt sie eine ‚Semiotik der Werbung‘, die Elemente semiotischer, psychoanalytischer und sozialpsychologischer Ansätze zusammenträgt und auf Anzeigenwerbung bezieht. Sie analysiert, inwieweit Werbung in der Reflexion von Vorstellungswelten auf soziale Verhältnisse verweist, was ihre Inhalte über das Frauenbild in der Gesellschaft aussagen, wie sie das tun und welche Rolle ausgeblendete Themen spielen.

Dieses Kapitel ist als einziges an ein wissenschaftliches Fachpublikum gerichtet, während die weiteren Kapitel auch ohne Fachwissen verständlich sind – wenn sich auch dem ‚interessierten Laien‘, dem die Autorin im Vorwort ein ‚Überfliegen‘ des ersten Kapitels zugesteht, die Quintessenz der Ausführungen nicht immer ohne Schwierigkeiten erschließen dürfte.

Der semiotischen Theoriebildung voraus geht eine Reise durch die Geschichte weiblicher Werbeideale: Die 1950er Jahre waren geprägt durch Belebtheit als Symbol des Wirtschaftswunders, so dass Frauen, die als verführerisch galten, Kleidergröße 40/42 statt wie heute knapp 36 hatten. Ab Ende der 50er Jahre kamen erste Kalorientabellen auf den Markt. In den 60er Jahren setzte auch die Reflexion über die Unterdrückung qua Geschlecht ein und die Anti-Baby-Pille nahm Einfluss auf die Sexualität. Interessanterweise schwebte genau in dieser Zeit, 1964, das erste Hungermodel Twiggy als Kindfrau über den Laufsteg, so dass hier das erste Zusammentreffen von Emanzipation und Hungermodel festzustellen ist. Allmählich schwappte der in den USA seit Ende der 60er Jahre von Frauen- und Modezeitschriften etablierte ‚Nackt-Look‘ nach Europa, mit der sich der Körper als Zeicheninsel der Schönheit etablierte. Die 90er Jahre waren geprägt durch die Entthronung der Mode. Stattdessen ‚machten Körper Leute‘ und der Mode wurde der Code geraubt, mit dem sie einst Geschlechtsattribute zugewiesen hatte. Seit Mitte der 90er Jahre wurde die dominante Amazone vom Magergirlie abgelöst, das nicht mehr mit dem Mann konkurriert, weil es für Berufserfahrung viel zu jung ist, von Karriere ganz zu schweigen.

Parallel dazu fühlen sich die Frauen immer unwohler in ihrer Haut: Eine Analyse von 222 Einzelfallstudien kam zu dem Ergebnis, dass das Körperbild von Frauen seit Kriegsende immer schlechter wurde, und die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper Mitte der 90er Jahre einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Eine vergleichbare Erosion des Körperbildes konnte für Männer nicht festgestellt werden.

Den Kapiteln 1 bis 6 des zweiten Teils liegen Anzeigen-Dossiers zugrunde, die nach verschiedenen Körperaspekten geordnet sind.

Im 1. Kapitel, das den Titel „Auf den Leib geschrieben: Verkörperte und einverlebte Buchstaben“ trägt, versammeln sich Anzeigen, die sprachlich und bildlich auf Leibmetaphorik fußen. Kapitel 2 widmet sich den „Sozialen Konstruktionen der Weiblichkeit im Rahmen des Anerkennungsdiskurses“ sowie dem „fremden Blick“, dem Spiegelbild auf Körperformen, der Selbstwahrnehmung und Selbstwertgefühl strukturiert. Nach Wilks Auffassung werden Frauen im Gegensatz zu Männern mehrfach vergesellschaftet: Ihre Rolle richtet sich an Karriere- und Familienplanung sowie an ihren „Schönheitserfolgen“ aus. „Doppelte Vergesellschaftung“ ist ein von Regina Becker-Schmidt in die feministische und gender-theoretische Diskussion eingeführter Begriff.¹

Wilk erweitert die von Becker-Schmidt konstatierte doppelte Vergesellschaftung der Frau um eine dritte Dimension: nämlich die des Zwangs zur Schönheit um gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Kapitel 3 mit dem Titel „Der bewegte Leib: Zum Verhältnis von Arbeit, Sport und Körperkult“ analysiert Frauendarstellungen bei der Arbeit, beim Sport und in der Freizeit. Diese identifiziert Wilk als Hinweis auf den Spagat zwischen Arbeit und Schönheitskult, Kompetenz und Erotik, Fürsorge und Ehrgeiz. Körper am Rande der Morbidität stehen in Kapitel 4 „Die Inszenierung der Hinfälligkeit“ im Mittelpunkt. Die ausgewählten Werbefotos zeigen abgemagerte und kränkelnde Models. Dies interpretiert die Autorin als den auf die Spitze getriebenen Kampf um die gesellschaftliche Macht. Welche

Fantasia, den weiblichen, aber auch den männlichen Körper zu überwinden, Werbemacher beflügeln, zeigt die Anzeigenauswahl über „Technomorphe Körper und anthropomorphe Objekte“ in Kapitel 5. Gefragt wird, ob es für den von Schönheitsideal und Zweckrationalität geschundenen Leib noch Oasen gibt. Der Frage, wie Werbung mit „Widerspenstigen Körpern“ verfährt, geht schließlich das letzte Kapitel nach. Unter welchen Bedingungen werden dem Leib Bedürfnisse, Ausflüsse und Fehlfunktionen zugestanden?

Erschwert wird das Verständnis dieses in weiten Teilen einprägsam geschriebenen zweiten Teils leider durch die nur sehr wenigen Abbildungen, so dass die LeserIn gezwungen ist, sich die Werbeanzeigen, deren Interpretation alleiniger Gegenstand des gesamten Buchteils ist, anhand der Beschreibung vorzustellen.

Am Ende der Studie steht die Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse, der offenen Fragen und Rätsel sowie Spekulationen darüber, welche Wege im Umgang mit Frauenbildern in der Werbung und mit von Widersprüchen durchsetzten Geschlechterrollen eingeschlagen werden können:

„Karriere- und Magerfrau – diese beiden Frauenbilder dominieren den Werbeprodukt auf soziokultureller und leiblicher Ebene und widersprechen sich dort zugleich; sie attackieren unter dem Diktat mythischer Magerkeit die traditionellen Signifikanten der Weiblichkeit, verbinden sich aber nicht zu einem ‚Frausein mit Alternativen‘. Werbung und das, was sich an redaktionellen Teilen verschieden stark an ihr orientiert, tauschen nur zum Schein konservative Rollenbilder gegen eine ‚neue Weiblichkeit‘ ein. Dies ist jedoch keine, die der Eigenmächtigkeit emanzipierter Frauen Rechnung trägt. Frauen geraten in ein Widerspruchs-dilemma, das ihre Weiblichkeit (über den Mythos Anerkennung/ Ästimität) gegen ihre Autonomie ausspielt.“ (S. 300)

Erst das Bewusstsein über die Verflechtung von Konzepten zu Körper, Geschlecht und Gesellschaft ermögele, das Schlankheits- und Schönheitsfieber als politisches zu entlarven, von dem Machthaber in Politik und Wirtschaft profitierten.

Die Weiblichkeitsparadoxien in der Werbung führten jedoch nicht zu einer Aufweichung oder Destruktion der historisch konstruierten Geschlechterdifferenz. Zu stark rekurrierten Werber auf traditionelle *Gender*- und Körpercodes, die Frauen indirekt auf Unterwürfigkeit einschwören, so dass die Abwertung ‚weiblicher‘ Tätigkeiten sowie Körper- und Naturkonzepte auf dem gleichen Niveau verharrten wie zu Zeiten der starr patriarchalen Geschlechterordnung. Durch die immer kleineren Idealmaße für Frauen werde ihre weibliche Reife ab der Pubertät gekappt und stagniere auf dem Niveau naiver, unselbständiger Mädchen. Es gebe heute in der Werbung kein Nebeneinander verschiedener Geschlechterperformanzen: Lesbische Frauen seien in der Werbung weiterhin tabu.

Kritisch verweist die Autorin auch auf die Kaschierung der Geschlechterdifferenz, indem Frauen in der Werbung ein mit maskulinen Stereotypen durchsetztes Rollenverhalten an den Tag legen, so dass die Anzeige klassische Rollenmuster fortschreibt, da die Frau ihr Emanzipationsschauspiel weiterhin an der sicheren

Leine patriarchaler Hegemonien vollführt. Würden Frauen jedoch den Männern gleichgemacht, gerieten ‚weibliche Räume‘ in den Sog der Tabuisierung. Statt Differenzen zu kaschieren, sei jedoch geboten, das Verschiedene unterschiedlich, aber gleichwertig zu behandeln.

Im Ausblick unterbreitet die Autorin Vorschläge für ein Gegensteuern auf der sprachlich-symbolischen wie auch gesellschaftlichen Ebene:

„In einer frischen Metaphernsprache entgingen sie [die Frauen, R.B.] der Falle, sich und ihre Weiblichkeit immer nur in Abgrenzung, in Einklang oder in der wie auch immer gearteten Orientierung am Mann und seinen Normen zu konstituieren. Genau das sichert der Gender-Ordnung ihre Herrschaft. Konkret würden Frauen dann untereinander ihre Beziehungen und Freundschaften nicht mehr über ein sozial codiertes Komplimente-Potpourri führen, sondern vielleicht in einer Sprache der „Schwächen und Wunden“. Das wäre eine Chance, die Speerspitze von sich weg ins Leere zu richten. Frauen nehmen die ihnen zugewiesenen Stereotype der Emotionalität, Feinfühligkeit, Schwachheit etc. an und werten sie so um, dass sie sich über die neu gefeilten Konzepte ihrer sozialen Integrität versichern. Das Lob für Sensibilität und Spürsinn formt sich zu rationalen Argumenten: Wer etwas emotional an sich herankommen lässt, kann davon profitieren, indem er sich mit seinem Gefühl auseinandersetzt. Das sichert ihm Autonomie. Diese Rekombination aus „maskuliner Logik“ und „femininer Ahnung“ in der Art von Gender-Mixed-Pickels könnte eine Zurückdrängung der Emotionalität aus der öffentlichen Sphäre verhindern.“ (S. 316/317)

Ob mit diesen Mitteln den Magergirlies der Garaus gemacht werden kann, wird zu beweisen sein!

Anmerkungen

1 Regina Becker-Schmidt, „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften“, in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hrsg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*, Wien 1987, S. 11-25.

Birte Giesler

Subjekt und Geschlecht: Identitäts- und Subjektkonzepte diesseits und jenseits der Differenz

Marit Rullmann/Werner Schlegel: *Frauen denken anders. Philo-Sophias 1x1*, Frankfurt/M. 2000 (Suhrkamp, 410 S., 9,50 €).

Peter V. Zima: *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*, Tübingen/Basel 2000 (Francke, 454 S., 19,90 €).

Frauen denken anders – der Titel des philosophischen Wörterbuchs von Marit Rullmann und Werner Schlegel stellt eine mutige Behauptung dar, die vor dem Hintergrund der hitzigen *Gender*-Debatte der vergangenen Jahre gleichermaßen überrascht und neugierig macht. Ohne diese Debatte und diesen Kontext jedoch zu thematisieren, wollen Rullmann und Schlegel anhand von Begriffen wie „Mensch“, „Subjekt“, „Freiheit“, „Gerechtigkeit“ und „Arbeit“ Unterschiede zwischen dem Denken von Philosophinnen und Philosophen darlegen. Im Kapitel „*Mensch* – männliche Schöpfungskrone oder weibliches Mängelwesen“ referieren Rullmann und Schlegel zunächst die Ergebnisse der Anthropologie des 20. Jahrhunderts und verweisen dann darauf, dass in der Philosophiegeschichte „die simple und allen bekannte Tatsache, daß zwei Geschlechter existieren“ (S. 61) nicht nur nicht theoretisch erörtert worden, sondern ‚Mensch‘ einfach einseitig mit ‚Mann‘, die Frau dafür mit ‚bloßer Natur‘ gleichgesetzt worden sei. Da die Frage nach dem, was der Mensch sei, „von der klassischen Anthropologie bisher nicht ausreichend beantwortet wurde“ (S. 72), schlagen Rullmann und Schlegel die von der Philosophin Annegret Stopczyk eingeführte Kategorie ‚von Frauen geboren‘ (S. 71) als Neudefinition des Menschen vor. Im Kapitel „*Leib* – asketische Last oder genußvolle Lust“ zeichnen Rullmann und Schlegel die Körperfeindlichkeit der abendländischen Philosophie nach. Während mit Friedrich Nietzsche und der Phänomenologie hauptsächlich männliche Denker zitiert werden, die die Bedeutung der körperlichen und eigenleiblichen Erfahrung einklagten und als Kritiker der Körperfeindlichkeit auftraten, steht am Ende des Abschnitts mit Annegret Stopczyk eine Frau als ‚Beleg‘ für die weibliche Ablehnung des Seele-Leib-Dualismus (S. 102). Der Abschnitt „*Sprache* – maskuline Ordnung oder feminine Subversion“ referiert zunächst kursorisch die Geschichte der Sprachphilosophie. Die Sprachtheorie sei, so Rullmann und Schlegel, – bis zur Sprachkritik der Denkerinnen der ‚écriture féminine‘ (S. 116-122) – ohne gesellschaftlichen Bezug gewesen, so dass unberücksichtigt geblieben sei, inwiefern die Sprache ein männlich dominiertes System darstellt. Das Kapitel „*Vernunft* – herrschaftliche Ratio oder anderes Denken“ zeichnet zum einen nach, dass die abendländische Philosophie eine Philosophie der Vernunft und Rationalität ist und liefert zum anderen gleichzeitig ein Referat der vernunftkritischen philosophischen Einwände. „Die Kritik an der Vernunft, diesem ‚Organ ewiger Ideen‘ (Platon), ist fast so alt wie der Begriff selbst.“ (S. 125) Deutlich wird, dass die vernunftkritische Philosophie keineswegs nur die

Sache von Denkerinnen war und ist. Das Kapitel „Differenz – rationale Gleichheit oder emotionale Vielfalt“ liefert nach dem Verweis auf Martin Heidegger, durch den „der Begriff der Differenz überhaupt in die philosophische Diskussion gelangt“ sei (S. 137) im Wesentlichen ein fragmentarisches Referat der unterschiedlichen Positionen der feministischen Theoriebildung im ‚Streit um Differenz‘, ohne jedoch Ausmaß und Wirkmächtigkeit der Auseinandersetzung deutlich zu machen. Unter dem Titel „Freiheit – egoistischer Alptraum oder soziales Paradies“ wecken Rullmann und Schlegel zunächst Sensibilität für die komplexe Frage, was Freiheit sei und referieren in diesem Zusammenhang die philosophische Diskussion, ob der Mensch ‚frei‘ oder determiniert sei. Aspekte, bei denen die Frage nach Freiheit und Unfreiheit geschlechtsspezifische Bedeutung habe, seien das Eherecht und die sich auf die Pressefreiheit berufende Pornografiewirtschaft. In dem Abschnitt „Liebe – himmlischer Monolog oder irdischer Wechselgesang“ verweisen Rullmann und Schlegel zunächst darauf, dass das Thema Liebe und die Geschlechterfrage zentrale Stoffe der Weltliteratur und der Filmgeschichte darstellen. Das Wort Liebe habe in der Philosophie- und Religionsgeschichte durchaus mehrere Bedeutungen erhalten, wobei im Christentum, vor allem im Mittelalter, die Sexualität und die Liebe zur Frau abgewertet worden seien (S. 240f). Im Kapitel „Arbeit – einziger Lebenszweck oder notwendiges Übel“ beziehen Rullmann und Schlegel aus einer patriarchatskritischen Perspektive Stellung gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem, in dem die Löhne zwischen Männern und Frauen ungleich verteilt seien und vor allem Frauen „unbezahlte Arbeit für die Gesellschaft (...), sogenannte ‚ehrenamtliche‘ Tätigkeiten“ leisteten: „Ohnehin zeigt sich beim Thema Arbeit die Ungleichbehandlung der Geschlechter besonders deutlich.“ (S. 273) Das Kapitel „Kunst – herrliche Schönheit oder androgyne Ästhetik“ geht von der deutlichen Unterrepräsentation der Frauen in der Kunst- und Kulturgeschichte aus und wirft die alten Fragen der Frauenforschung wieder auf: „Wer bestimmt eigentlich die Maßstäbe für das, was als ‚Kunstwerk‘ gilt? Unterscheidet sich etwa die Kunst von Frauen von der ihrer männlichen Kollegen? (...) Gibt es eine weibliche Ästhetik?“ (S. 285). Dabei scheinen Rullmann und Schlegel für eine „explizit feministische philosophische Ästhetik“ (ebd.) zu plädieren und nahe zu legen, dass eine politische Auffassung von Kunst zwischen Kunst von Frauen und Kunst von Männern unterscheiden müsse:

„Auch viele Künstlerinnen wehren sich energisch gegen den Stempel ‚Frauenkunst‘. Dahinter steht häufig das universalistische Verständnis, in der Kunst gäbe es nur eine unteilbare Wahrheit. Ein historischer, kultureller oder ideologischer Einfluß auf Kunstwerke wird damit geleugnet.“ (S. 301)

An Textstellen wie dieser drängt sich die Vermutung, dass Rullmann und Schlegel die theoretische Diversifikation in der ‚Gender-Debatte‘ nicht verfolgt haben, besonders auf. Die identitätskritische Hinterfragung eines geschlechtlichen Gattungswesens und die Kritik an der Vorstellung von einer ‚Frauenkunst‘ (freilich hat von einer entsprechenden ‚Männerkunst‘ ohnehin nie jemand gesprochen) leugnet ja keineswegs, dass Kunst und Kultur historisch sind! Unter der Überschrift „Zeit – ewiger Zyklus oder rasender Stillstand“ geben Rullmann und Schlegel einen Über-

blick über verschiedene naturwissenschaftliche und philosophische Auffassungen von Zeit. Hier wird die Echtzeit-Wiedergabe von High-Tech-Kriegen im Fernsehen als Beispiel für eine patriarchale lineare Zeitauffassung bemüht. Ihr gegenüber stünde – so Rullmann und Schlegel – das Konzept „einer zyklischen ‚weiblichen‘ Zeitdimension“, die sich durch „einen natürlichen Umgang mit Zeitabläufen“ auszeichne und „dem natürlichen Werden und Vergehen“ mehr Raum gebe (S. 317). Das Kapitel „*Subjekt* – dualistische Egozentrik oder ganzheitliches Sein“ beginnt mit dem Hinweis darauf, dass das ‚Ich‘ oder ‚Selbst‘ seit Descartes im Zentrum des Philosophierens stehe: „Im modernen Sprachgebrauch bedeutet Subjekt (‘*subjectum*‘ = das ‚Zugrundeliegende‘) die Einheit des Bewußtseins – Gefühl und Wahrnehmung, Vernunft und Willen.“ (S. 74) Phänomenologinnen wie Edith Stein oder Hedwig Conrad-Martius dagegen hätten kritisiert, dass die neuzeitliche Philosophie das Subjekt zum absoluten Zentrum erhebt und gefordert,

„daß das Subjekt nicht unabhängig von seinem lebensweltlichen Kontext betrachtet werden konnte. (...) In dieser Erweiterung des Horizonts kann man die Eigenart der weiblichen Empfindsamkeit erspüren, die nicht alles auf sich zurückführt, sondern eher bestrebt ist, sich dem anderen als solchem zu öffnen.“ (S. 76)

Allerdings räumen Rullmann/Schlegel mit Hinweisen auf Adorno, Horkheimer und Foucault ein, „daß die grundsätzliche Fragwürdigkeit des Konstrukts vom mit sich selbst identischen (männlichen) Subjekt (oder Selbst) auch Männern aufzufallen vermag“ (S. 81). Anstatt aber genau das zu thematisieren und zu fragen, wie das Subjekt und das Ich (als männliches ebenso wie als weibliches) durch die Kultur bestimmt sind, sehen Rullmann und Schlegel in den Einwänden Steins und Conrad-Martius’ einen Beleg für die genuin weibliche Denk- und Wahrnehmungsweise. Ziel muss sein – so muten die Ausführungen von Rullmann und Schlegel an – dass „die Frau zum autonomen Subjekt“ wird (S. 75).

Bereits die Kapitelüberschriften, die sämtlich Entweder-Oder-Konstruktionen bilden, signalisieren eine oppositäre Differenz der Geschlechter. Die im Titel und im Vorwort angekündigte zentrale These des Buches, nach der Frauen anders denken würden (S. 8), wird durch die Ausführungen der einzelnen Kapitel jedoch keineswegs überzeugend belegt. Vielmehr werden die Differenz vorausgesetzt und zahlreiche Geschlechterklischees bedient. Besonders die von Rullmann und Schlegel zwischen den Zeilen durchgängig transportierte These vom Opferstatus der besseren, friedfertigeren weiblichen Hälfte der Menschheit lässt sich vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Frauengeschichtsforschung ernsthaft nicht mehr vertreten. Ist der Differenzfeminismus auch nach wie vor ein legitimer Standpunkt, wäre es doch wünschenswert gewesen, Rullmann und Schlegel hätten ihre differenzfeministische Argumentation als solche thematisiert und in den Kontext abweichender identitätskritischer und dekonstruktiver Konzepte gestellt. So weckt der Band den Eindruck, als sei er fernab von den vehement geführten Geschlechterdebatten und unbehelligt von der Entwicklung der vielfältigen Frauen- und Geschlechterforschung verfasst worden. Positiv hervorzuheben ist die sehr umfangreiche und

informative Bibliografie, die mit ihren zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen zum Weiterlesen anregt.

Während Rullmann und Schlegel die nach wie vor offene Frage, ob ein vor-sprachliches (geschlechtliches) Subjekt existiere, nicht thematisieren und die Gegebenheit von (geschlechtsspezifischer) Subjektivität voraussetzen, sind die Entstehungsmöglichkeiten von Subjektivität und deren Fragilität die zentralen Themen von Peter V. Zimas ebenso umfang- wie kenntnisreicher *Theorie des Subjekts*. Geschickt führt der Autor sein Publikum – mit beständigem Bezug auf die Literaturgeschichte – durch die verschiedenen Subjekt- und Identitätskonzepte der Philosophie- und Soziologiegeschichte, bleibt aber nicht bei einem geistesgeschichtlichen Abriss stehen. Er macht vielmehr die politische und gesellschaftlich-praktische Bedeutung des Themas deutlich, indem er die Frage nach (post-)moderner Identität in den Kontext des neuen, eine diverse Vielfalt kultureller Identitäten vereinigenden Europas stellt. Dabei räumt seine Theorie den „feministische[n] Subjektentwürfe[n] zwischen Moderne und Postmoderne“ eine besondere Bedeutung ein (VI, S. 276-293).

Der Band geht mit dem 1. Kapitel von einer Begriffsgeschichte und -theorie zur prinzipiellen Ambivalenz des Begriffes ‚Subjekt‘ aus: Sowohl im griechischen *hypokeímenon* als auch im lateinischen *subiectum* komme zum Ausdruck, dass das Subjekt ebenso als das „Zugrundeliegende“ wie auch als das „Unterworfene“ erscheine (S. 1-90). Es folgen zwei weitere Großkapitel, die die Pendelbewegungen der Subjektivität zwischen diesen beiden Extremen nachzeichnen. Dabei wird das „Subjekt als Zugrundeliegendes“ als der Kerngedanke des modernen Idealismus von Descartes bis Sartre vorgeführt (V, S 91-191), wohingegen die so genannte Postmoderne das Einzelsubjekt vor allem als das Unterworfene und als eine zerfallene Instanz auffasse (S. 193-293). Beim 4. Großkapitel handelt es sich um ein soziologisches. Es sucht nach Erklärungen für den Übergang von der modernen Apotheose des Subjekts zu dessen postmoderner Dekonstruktion und meint diese in der „modernistische[n] Selbstkritik der Moderne“ durch die Begründer der Soziologie (Dürkheim, Weber, Simmel) zu finden (XI, S. 295-363). Im 5. Großkapitel entwirft der Autor aus seiner konsequent ambivalenten Auffassung des Subjekts als gleichermaßen zugrunde liegende wie unterworfen zerfallende Instanz eine eigene, neue, *dialogische* Subjektkonzeption (S. 365-430), bei der er auf die theoretischen Entwürfe der Frauen- und Geschlechterforschung ein besonderes Augenmerk richtet. In die Praxis umgesetzt, sieht er in seinem theoretischen Entwurf einer *dialogischen Subjektivität*, auf kollektiver wie individueller Ebene, die Chance auf ein friedliches und geeintes Europa. Sieht Zima das aufklärerische ‚Projekt Moderne‘ auch in ernster Gefahr, so gibt er sich doch offen als dessen Anhänger, der am Glauben an das kritik- und handlungsfähige Individuum festhält, zu erkennen:

„Denn ein Plädoyer für Subjektivität, wie es diesem Buch zugrunde liegt, setzt eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den Faktoren und Mechanismen voraus, die Subjektivität in nachmoderner Zeit verhindern.“ (S. 238)

So sind Zimas Ausführungen von der Prämisse getragen, dass das einzelne Individuum die Möglichkeit habe, die Vorteile der Informationsgesellschaft dahingehend zu nutzen, konkurrierende Inhalte und Ideologien gegeneinander auszuspielen, sich am fremden Wort zu orientieren, ohne dass das „zu Relativismus und Orientierungslosigkeit führen“ (XII) müsse. Im Gegenteil könnten die Bedingungen der offenen Informationsgesellschaft das Einzelsubjekt sogar stärken, sei „dialogische Subjektivität zumindest fallweise flexibler und widerstandsfähiger als die idealistischen und monologischen Konstruktionen“ (XIII). Da der Prozess der Identitätssuche grundsätzlich dialogisch ist, sei – so Zimas These – „dialogische Subjektivität auf Alterität ausgerichtet: Sie lebt trotz aller Verwerfungen, die der Dialog mit sich bringt, von ihrem Anderen, auch von ihrem Gegenteil.“ (S. 369) Die postmoderne Problematik sieht Zima zwischen den beiden Extremen der „subjektlosen Indifferenz“ (durch die Aufgabe jeglichen utopischen Entwurfs jenseits des Bestehenden) einerseits und der „ideologischen Unterwerfung“ (unter eine bestimmte Ideologie) andererseits. Die für die Zukunft der Menschheit nicht unerhebliche Frage nach den Spielräumen des postmodernen Subjekts sieht er – und das macht seine Theorie für den hier vorliegenden Kontext besonders interessant – zumindest zum Teil beantwortet von den

„Subjekttheorien des zeitgenössischen Feminismus ..., der keineswegs pauschal als ‚postmodern‘ bezeichnet werden kann, der aber im Rahmen einer Postmoderne agiert, in der sich die Grenzen einer männlich dominierten Wachstumsgesellschaft immer klarer abzeichnen.“ (S. 196)

Dabei stellt sich für Zima auch die Frage, „wie eine Subjektivität aussieht, die nicht von Männern konzipiert wurde“ (ebd.). Unter der Überschrift „Feministische Subjektentwürfe zwischen Moderne und Postmoderne: Von Virginia Woolf zur dialogischen Subjektivität“ (S. 276) zeichnet er verschiedene Entwicklungen feministischer Theoriebildung durch das 20. Jahrhundert hindurch nach und sieht in den „ambivalente[n] Positionen im Sinne des Modernismus“ (unter denen er so unterschiedliche Autorinnen wie Simone de Beauvoir, Julia Kristeva und Judith Butler fasst) so etwas wie Vor- und Paralleldenkerinnen zu seiner Theorie der ‚dialogischen Subjektivität‘ (S. 276). Ohne die mitunter erbitterten Auseinandersetzungen in der *Gender*-Debatte als solche zu thematisieren, entwirft Zima das Bild von zwei konzeptionellen Lagern: der „moderne“ Teil der feministischen Bewegung, der am ‚unvollendeten Projekt Moderne‘ im Sinne von Habermas arbeitet und nach der Stärkung weiblicher Subjektivität strebt einerseits, und jene „postmodernen“ Konzepte, die die Differenz der Geschlechter dekonstruieren, andererseits. Mit dem Verweis auf eine Gemeinsamkeit aller Strömungen feministischer Theoriebildung – dass sie nämlich allesamt die historisch-gesellschaftliche Entstehung und Entwicklung von Subjektivitäten wie des Subjektbegriffs selbst untersuchten – vermag Zima, beide geschlechtertheoretischen Großströmungen nebeneinander stehen zu lassen und – ohne sie synthetisch zusammenzuführen – sie in ihrem jeweils eigenen Erkenntnisinteresse zu würdigen: „Das Problem besteht darin, daß Dualismen (...) handlungsfähig machen, während die Dekonstruktion dieser Dualismen die Erkenntnis fördert.“ (S. 284) Stellt die Geschlechterdifferenz einen

grundlegenden kulturellen Dualismus dar, sieht der Autor in der „Androgynie als ambivalente Figur des Modernismus“ eine Alternative zur „Ideologisierung des Subjekts und zur dekonstruktivistischen Unentscheidbarkeit“ (S. 292). Dabei beruft sich Zima explizit auf das spezifische Androgynitätskonzept von Virginia Woolfs Orlandofigur. Dieses nehme seinen Entwurf „spätmoderner Subjektivität“ modellhaft vorweg, weil Orlando in der Alterität lebe: „Es geht darum, sich dem Anderen zu öffnen, um anders zu werden; nicht darum, das Andere zu werden oder es zu vereinnahmen“, darum dass „sich androgyne Dialogizität in Polyphonie verwandelt“ (S. 290f), denn: „Nur wo die Stimme des anderen noch gehört wird, besteht Hoffnung auf Selbstentfaltung“ (S. 416). Auf die aktuellen Rahmenbedingungen subjektiven (Er-)Lebens und Handelns bezogen bedeutet dies die Maxime der Achtung vor dem Anderen wie der Neugier auf die anderen. Aus Zimas Perspektive erscheint deshalb auch „das europäische Projekt als Ergänzung zu den einzelnen nationalen Vorhaben, nicht als deren Negation“ (S. 428), verbinden viele Völker mit der europäischen Einigung doch die Hoffnung, nach jahrzehntelanger Unterjochung gerade „in der Union ihre kulturelle und politische Identität leben zu können“ (S. 429).

Im Kontext seiner durchaus Mut zur Utopie zeigenden Ausführungen ist weniger plausibel, dass Zima – der ausdrücklich fordert, dass „sich androgyne Dialogizität in Polyphonie verwandelt“ (S. 291) – an der Vorstellung einer biologisch vorgegebenen Geschlechterbinarität festhält (S. 280). Eine Forderung der einschlägigen Forschungen ist ja gerade die nach der Achtung vor den anderen, die sich nicht in diese Matrix fügen. Nichtsdestotrotz gibt der Autor einen hervorragenden Überblick über die abendländische Subjekt- und Identitätsphilosophie seit Descartes, der für *gender*-kritische subjekt- und identitätstheoretische Überlegungen überaus hilfreiche Grundlagen liefert. Lesen sich seine Ausführungen über weite Strecken als eine Geschichte der Xenophobie, weisen sie anhand des umfassenden theoretischen Materials die Richtung, Zimas Subjektkonzept ernst zu nehmen und *gender*-theoretisch und -politisch konsequent weiter zu denken. ‚Polyphone Subjektivität‘ könnte das Ideal – so mein Vorschlag – lauten: Subjektive Identität als eine Art Kristallisationspunkt zwischen zahllosen Alteritäten, wo der Geschlechtlichkeit des Menschen Rechnung getragen wird – jenseits zwangsheterosexueller Vorgaben und somit ohne sich in den Aporien dualistischen Denkens zu verstricken.

Mona Hanafi El Slofi

Alleinlebende Frauen als Avantgarde

Ulrike Schlicht: *Selbsterweiterungsprozesse alleinlebender Frauen*, Münster 2003 (Waxmann, 273 S., 29,90 €).

Alleinlebende Frauen mittleren Alters sind bei weitem kein neues Phänomen. Gegenwärtig werden sie größtenteils mit einer allgemein fortschreitenden Individualisierung und Emanzipation in Verbindung gebracht. Nach milieutheoretischen Ansätzen, die eine Universalität des Individualisierungsprozesses bestreiten, wären alleinlebende Frauen mittleren Alters vor allem in der urban-akademischen Sphäre zu finden. Ob nun so oder so, diese Frauen werden meist als karrierebewusste, bindungsunfähige und somit unter zermürbender Einsamkeit leidende Opfer der Individualisierungstendenzen bedauert. Man betrachtet sie, in Worten des Soziologen Jean-Claude Kaufmann¹, als „unfreiwillige Avantgarde“, als unkonventionelle Anomalien in unserer paarorientierten Gesellschaft. Allenfalls gesteht man Frauen in den Dreißigern ein frustriertes Zerrissenheit zu: zwischen der nur scheinbar verlockenden emanzipatorisch-beruflichen Autonomie und dem gesellschaftlichen Ideal der heimeligen, heterosexuellen Paarbeziehung mit obligatorischem Kinderwunsch. Diesen Komplex verarbeitete die Journalistin Katja Kullmann in ihrem Verkaufsschlager *Generation Ally*.² Das Glück von Frauen wird also häufig allein am Vorhandensein eines männlichen Gefährten gemessen. In einem selbstbestimmten, wirtschaftlich unabhängigen Leben – einer bislang positiv konnotierten Domäne der Männer – könnten sie als Single unmöglich ausreichende Erfüllung finden, so die Unterstellung.

Ulrike Schlicht, selbst Alleinlebende mittleren Alters, entwickelte das Thema ihrer Dissertation aus dem „Ärger über das alltagsweltliche Bild der alleinlebenden Frau“ (Buchumschlag). Auch sie bewertet in ihrer Publikation alleinlebende Frauen der Gegenwart letztlich als Avantgarde – allerdings unter einem anderen Vorzeichen: Zum einen geht sie davon aus, dass Frauen sich freiwillig und ganz bewusst für ein Alleinleben auf Dauer entscheiden, ohne dass sie dabei als frustrierte Opfer von Karrierebestrebungen zu bemitleiden seien; zum anderen proklamiert sie, dass Frauen nachfolgender Generationen von deren Strategien für ein befriedigendes Alleinleben lernen können, also z.B. eine erfolgreiche Abgrenzung von herkömmlichen Weiblichkeitsidealen zu vollziehen. So sieht sie das Alleinleben von Frauen als *eine* Lebensform neben anderen an und nicht als Defizit oder begrenzte Übergangsphase.

Für ihre qualitative Studie interviewte Ulrike Schlicht Akademikerinnen zwischen 35 und 45 Jahren. Akademikerinnen bevorzugte sie deshalb, weil Karrierechancen die Entscheidung zum Alleinleben begünstigen; vor allem aber, weil sie ihnen, aufgrund ihrer intellektuellen Orientierung, „ein gewisses Reflexionsniveau in Bezug auf die Lebensform unterstellt“ (S. 60) – wobei dieser Zusammenhang

zumindest anzweifelbar ist: Wieviele AkademikerInnen leben in streng heteronormativen Lebenszusammenhängen, *ohne* dies je zu hinterfragen?

Wichtig war der Autorin möglichst alle Lebensbereiche dieser alleinlebenden Frauen einzubeziehen, wobei die „Innenwelt“ im Mittelpunkt stand. Hier zeigte sich z.B., dass nahezu jede der Befragten das Alleinleben einer unbefriedigenden Partnerschaft vorzog und ihrer Berufstätigkeit einen sehr hohen Stellenwert beimaß. Letzteres orientierte sich hauptsächlich an der eigenen Zufriedenheit und weniger an Karriere oder Statuserwerb. Zudem verfügten alle Frauen über ein mittelgroßes soziales Netzwerk, dem die meisten gleich viel oder noch mehr Bedeutung als ihrem Beruf beimaßen. Fehlende partnerschaftliche Sexualität wurde vom größten Teil der Frauen als negativer Aspekt des Alleinlebens benannt. Die Tatsache, dass einige Frauen homoerotische Erfahrungen bzw. sogar feste Beziehungen mit Frauen hatten, wird leider nirgends konkret thematisiert. Möglicherweise hätte dies interessante Aufschlüsse geben können über den Umgang mit tradierten Weiblichkeitsidealen oder der „richtigen“ Sexualität, die, wie die Autorin selbst konstatiert, gemeinhin am „penetrierenden Phallus orientiert ist“ (S. 197).

Um nun das Gelingen eines befriedigenden Alleinlebens zu untersuchen, dem erklärten Forschungsziel, formulierte Ulrike Schlicht eine eigene Hypothese: die *Selbsterweiterung*. Sie ist „definiert als die Herausbildung aller Eigenschaften, Kompetenzen und Handlungsdispositionen, die das Alleinleben im Sinne einer Omnipotenz des Möglichen positiv beeinflussen“ (S. 47). Impliziert wird hier ein *konstruktiver Umgang mit den unterschiedlichen Dimensionen des Selbst*, als einer entscheidenden Voraussetzung, das Alleinleben zu akzeptieren und sich darin „wohlzufühlen“ (vgl. S. 44). Dabei bleibt offen, warum eine so definierte Selbsterweiterung nicht generell auch für das Leben in einer befriedigenden Paarbeziehung gelten sollte.

Das vorgenannte mehrdimensionale Selbst(bild), über das jedes Individuum, bewusst oder unbewusst, verfügt, bildet für die Autorin die theoretische Grundlage der Selbsterweiterungshypothese. Jedoch finden sich in diesem Ansatzpunkt einige Unstimmigkeiten. Z.B. müsse sich das mehrdimensionale Selbst von anderen Menschen abgrenzen können, um sich als *emotional unabhängig* zu erleben. Sonst sei, auch in einem Leben als Paar, keine Eigenständigkeit möglich (vgl. S. 44). Eine solche Behauptung aber lässt sich nicht vereinen mit der gleichzeitig betonten Notwendigkeit ausreichender sozialer Ressourcen, denen gegenüber man „sich schwach und abhängig“ (S. 119) zeigen kann; denn, so Ulrike Schlicht, durch emotional tiefe Beziehungen wird eine zuverlässige Unterstützungsquelle (vgl. S. 119f) geboten, deren Sicherheit ebenfalls eine „unabdingbare Voraussetzung für den Prozess der Selbsterweiterung“ (S. 115) sei. Dieser Widerspruch wird nicht aufgelöst.

Selbsterweiterung soll für Alleinlebende zur Bewusstwerdung und wirksamen Erschließung des mehrdimensionalen Selbst führen. Und eben das stellt die Autorin bei den meisten der Frauen fest. Sie befragt sie sogar direkt daraufhin: „Nehmen Sie verschiedene Selbst wahr?“ (S. 240). Könnte dies als unzulässig suggestiv

bewertet werden, ist dagegen ernsthaft unprofessionell, dass Ulrike Schlicht bei den Frauen das *theoretische* Wissen über ein mehrdimensionales Selbst vermisst. Weil die Befragten hierfür andere oder indirekte Bezeichnungen verwenden, vermutet sie, dass ihre Interpretation hinsichtlich eines eindeutigen Belegs ihrer theoretischen Annahmen als „gewagt“ erscheinen könnte (vgl. S. 157f). Sollten Kenntnisse theoretischer Ansätze bei Befragten, und seien es auch Akademikerinnen, tatsächlich Voraussetzung für die Glaubwürdigkeit von Forschungsergebnissen sein? Es sei denn, dieses Wissen selbst wäre Gegenstand der Forschung? Oder ist es nicht vielmehr die überzeugende Abstrahierung der gleichwie formulierten Daten?

Festzuhalten bleibt, Ulrike Schlicht findet in der untersuchten Gruppe alleinlebender Frauen „ein deutlich sichtbares Potential für gelingende Selbsterweiterungsprozesse“ (S. 231). Strategien für ein befriedigendes Alleinleben sind demzufolge anhaltende Selbstreflexion, sowie das Aushaltenkönnen von und der Umgang mit Widersprüchlichkeiten. Und das nicht nur innerhalb divergierender Selbstbilder, sondern ebenso im persönlichen Verhältnis zu den engen Vorgaben gesellschaftlicher Normen. Maßgeblich dabei ist der Anstieg des Selbstwertgefühls.

Soll dieser positive Forschungsansatz Vorurteile gegenüber alleinlebenden Frauen mittleren Alters ausräumen helfen, will jedoch das Endergebnis nicht recht überraschen. In den zitierten Interviewausschnitten wird offenbar, dass den Befragten Antworten oft gleich mitserviert bzw. regelrecht in den Mund gelegt werden. Ulrike Schlicht, dem politischen Anspruch der 70er Jahre-Frauenforschung „mit Präferenz für Anteilnahme“ (S. 53f) verschrieben, hat allzu deutlich darauf hingearbeitet, ihre Selbsterweiterungshypothese bestätigt zu finden.

Anmerkungen

- 1 Jean-Claude Kaufmann: *Singlefrau und Märchenprinz. Über die Einsamkeit moderner Frauen*, Konstanz 2002.
- 2 Katja Kullmann: *Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein*, Frankfurt/M. 2002.

Marianne Vogel

Feministische Literatur in den Niederlanden

Ute Langner: Zwischen Politik und Kunst. Feministische Literatur in den Niederlanden – die siebziger Jahre, Münster u.a. 2002 (Waxmann, Reihe Niederlande-Studien, Bd. 30, hrsg. v. Armand Berteloot, Loek Geeraerds, Lut Missinne und Friso Wielenga, 281 S., 34,80 €).

Die niederländische Zweite Frauenbewegung ist in Deutschland als Schlagwort relativ bekannt; teils war sie auch ein Vorbild für die deutsche. Viele werden sich in diesem Zusammenhang an den Namen Anja Meulenbelts erinnern. Doch werden meistens detailliertere Kenntnisse fehlen, so dass Ute Langners Studie eine wichtige Lücke schließt – zum Teil jedenfalls, wie sich zeigen wird. Die Autorin untersucht, wie sie in der Einführung schreibt, den politischen Diskurs der niederländischen Zweiten Frauenbewegung – den sie als „Interdiskurs“, als Kopplung mehrerer Diskurse (Jürgen Link), bezeichnet – sowie die literarische Verarbeitung dieses Interdiskurses von niederländischen Frauen (S. 15-19). Dabei will sie gerade nicht eine Person wie Anja Meulenbelt als einzigartiges Ereignis hervorheben, sondern diese als Teil eines größeren Diskurses behandeln. Für diesen Ansatz verweist sie u.a. auf Sigrid Weigels *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*.¹ Langners erste Frage ist, wie die Schriftstellerinnen in ihrer Literatur mit den wichtigsten Programmpunkten des feministischen Interdiskurses – Subjektwerdung, Erfahrung und Individualität, Identifikation und Geschichtserinnern, weibliche Gegenkultur, Antihierarchismus und Fragmentarismus – umgehen (S. 19, 86-87). Ihre zweite Frage lautet, ob in ihrer Literatur „eine ‚Verschiebung‘ bereits institutionalisierter Narrationsschemata des ‚allgemeinen‘ (nicht-feministischen) literarischen Diskurses stattfindet“ (S. 19), d.h. inwiefern sich besondere Merkmale finden lassen.

Analysiert werden Werke einer kleinen, aber gut gewählten Gruppe von Autorinnen. Bedingungen für die Aufnahme ins Korpus waren, dass die betreffende Autorin in der Frauenbewegung aktiv war, in feministischen Zeitschriften publizierte und/oder im Kontext der Frauenbewegung rezipiert wurde. Dies führte zur Auswahl von Anja Meulenbelts *De schaamte voorbij* (1976, dt. Üb. *Die Scham ist vorbei*); Hannes Meinkemas *En dan is er koffie* (1976, auf Dt. „Und dann gibt’s Kaffee“); Hella Haasses *Een gevaarlijke verhouding* (1976, auf Dt. „Eine gefährliche Beziehung“) und *Mevrouw Bentinck* (1978, auf Dt. „Frau Bentinck“); Andreas Burniers *De huilend libertijn* (1970, auf Dt. „Die weinende Libertinin“) sowie Monika van Paemels *De confrontatie* (1974, auf Dt. „Die Konfrontation“).²

Nach der Einführung stellt Langner im ersten Kapitel die Entwicklung der Zweiten Frauenbewegung in den Niederlanden dar. Dann werden die wichtigsten niederländischen feministischen Literaturauffassungen erläutert (Kap. 2), wonach die Analysen der sechs Romane folgen (Kap. 3-7). Dabei steht jede der fünf AutorInnen exemplarisch für einen der fünf oben genannten Programmpunkte und damit für eine spezifische „Textserie“ innerhalb des Interdiskurses. Es gelingt Langner

gut, die Komplexität des politischen und vor allem des literarischen Feminismusdiskurses darzustellen. Dies resultiert in aufschlussreichen literarischen Interpretationen, die umso wichtiger sind, als die sechs Romane trotz ihrer Bedeutung für die niederländische Nachkriegsliteratur wenig und nur selten seriös untersucht worden sind. Die Begründung dafür war oft, dass die feministische Literatur eben eine Nicht-Literatur sei, sie habe engagierte und politische Ziele, die einen ästhetischen Wert verhindern würden.

Langner beweist in ihrer Studie jedoch, dass die von ihr behandelten Bücher mühelos ‚ästhetisch‘ gelesen werden können, d.h. sie enthalten viele mehrdeutige, widersprüchliche, faszinierende Elemente. Zudem wird deutlich, dass die AutorInnen ihrer Literaturauffassung und ihrer literarischen Praxis zufolge nicht dichotomisch als entweder (sozialistisch-)feministisch oder nicht-(sozialistisch-)feministisch und als entweder engagiert oder aber ästhetisch kategorisierbar sind. Vielmehr waren ihre Positionen äußerst differenziert. Insgesamt wird die Diskussion ‚Politik oder Kunst‘ damit als Scheinproblem entlarvt. Langners Schlussfolgerung lautet denn auch:

„Die Affinität zu diesen Konzepten [d.h. zu den fünf Programmpunkten, s. oben, MV] – nennen wir es Engagement – hat sich dabei keineswegs als Widerspruch zu individueller literarischer Praxis erwiesen, sondern als konstitutiv für die jeweiligen Erzählmuster“ (S. 260).

Bei allen AutorInnen ist somit sowohl Engagement als auch eine spezifische, ästhetische Verarbeitung dieses Engagements zu finden. Dies schlägt sich auch mehrmals in einer Verschiebung ‚männlicher‘ Narrationsschemata nieder – z.B. des autobiographischen Bildungsgenres bei Anja Meulenbelt und der Sprache der karnevalesken Umkehrung bei Andreas Burnier –, obwohl diese anfangs gestellte Frage nicht sehr systematisch ausgearbeitet wird.

Kaum eine Studie ist perfekt, und auch diese hat einige Schwachpunkte. Ein Nachteil von Langners literarischem Schwerpunkt (Kap. 3-7) ist, dass die Verbindung zwischen der Literatur und dem Diskurs der niederländischen Frauenbewegung einigermaßen auf der Strecke bleibt. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass keine Synthese stattfindet, weil ein Schlusskapitel fehlt. Es folgt lediglich ein Resümee (S. 255-261), das mit einer knappen Schlussfolgerung von einer Seite endet. Ferner bleibt die Studie, was die angesprochene Zielgruppe anbetrifft, zwischen zwei Leserschaften hängen, weil sie zwar auf Deutsch verfasst worden ist, die zahllosen niederländischen Zitate jedoch unübersetzt bleiben. Dies scheint mir eine verpasste Chance zu sein. Die niederländische Literatur ist mittlerweile so präsent im deutschen Sprachraum, dass man es sowohl der hiesigen Literaturwissenschaft als auch weiteren interessierten LeserInnen gewünscht hätte, mühelos mehr über die niederländische feministische Literatur erfahren zu können. Es ist zu hoffen, daß Langners Studie trotzdem auf Resonanz stößt, denn die Lektüre lohnt sich voll und ganz.

Anmerkungen

- 1 Sigrid Weigel: *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*, Reinbek bei Hamburg 1989.
- 2 Anja Meulenbelt: *Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Erzählung*, München 1980; Hannes Meinkemas: *En dan is er koffie*, Amsterdam 1976; Hella Haasses: *Een gevaarlijke verhouding*, Amsterdam 1972; dies: *Mevrouw Bentinck*, Amsterdam 1999; Andreas Burnier: *De huilend libertijn*, Amsterdam 1970; Monika van Paemels: *De confrontatie*, Ohs Erfdeel 1974.

Mona Hanafi El Siofi

„Same, but different“

Judith Schlehe (Hrsg.): Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen, Frankfurt/M. 2001 (Campus Verlag, 280 S., 39,90 €).

„Und wer bist du?“ wurde vor kurzem eine meiner Freundinnen gefragt. Anstatt schlicht ihren Namen zu nennen, gab sie vor, nicht zu wissen, wo sie mit ihrer Antwort beginnen solle. Sie implizierte damit: meine Identität hat eine Geschichte und die ist zweifellos sehr komplex!

„Identitäten haben eine Geschichte“, – so schreibt auch Helma Lutz in ihrem Beitrag der hier besprochenen Aufsatzsammlung, „und die Mobilisierung sowie die Repräsentation dieser Identitäten verbindet sich mit Herrschaftsinteressen, ebenso wie mit sozialen Interessen unterschiedlicher subordinierter Gruppen“ (S. 253). Sie bezieht sich dabei auf Stuart Hall, der Identität in der Spätmoderne nicht als eine fixe Entität, sondern als sich durchaus widersprechende, dezentrierte Fragmentierung versteht.

Halls postmoderne Konzeption des Subjekts spricht des Weiteren von Identität als einem Prozess, bei dem das Subjekt sich mit Hilfe von Fantasien über sich selbst zusammenzuhalten und zu vereinheitlichen sucht, und das im Fluss unterschiedlicher Kontexte in einer zunehmend globalisierten Welt. Aus dieser Perspektive lässt sich auch Kultur nicht mehr als eine homogene, in sich konsistente Gesamtheit begreifen, sondern als ein offenes, im Inneren heterogenes System von Selbst- und Fremddeutungen, das Beständigkeit vor allem in seiner andauernden Austauschbewegung hat. Eine dergestalt wahrgenommene Dynamik erlaubt Schlagwörter wie Transnationalismus, Translokazität, Inter- und Transkulturalität, Hybridisierung, multiple Verortung, Kreolisierung und Entterritorialisierung. Solche theoretischen Konzepte schaffen meist eine eher euphorische Sicht auf neue Formen von Zugehörigkeit und mobilen Lebensweisen.

Globalisierung bewirkt aber nicht nur Pluralisierung, Flexibilisierung und Öffnung, sondern kristallisiert sich auch in Brüchen, Abgrenzungen und Polarisierungen. Dies drückt sich aus in sozialen, ökonomischen und politischen Ungleichheiten, religiöser Orthodoxie, kulturellem Traditionalismus, politischem Separatismus und Extremismus, neuen Nationalismen.

Arbeiten zu Globalisierungsprozessen erfassen im Rahmen der sich verändernden (trans)nationalen Kontexte also längst nicht mehr nur politische oder wirtschaftliche Aspekte, sondern auch soziale Transformationen und kulturelle Identitätsbildung. Obwohl in diesen Zusammenhängen ebenfalls die soziale Konstruktion von Geschlecht und das Geschlechterverhältnis als konstitutiv zu betrachten sind, werden sie jedoch nur selten thematisiert. Selbst in der Interkulturalitäts- und Migrationsforschung findet dies kaum Eingang. Demgegenüber schreiben anwendungsorientierte Business- oder Reisehandbücher die *Gender*-Dimensionen in knappen Artikeln über „Die Stellung der Frau“ in unzulänglicher Weise fest. Hier wird ignoriert, dass bereits die Vorstellungen über Geschlechterrollen jegliche interkulturelle Begegnung oder Beziehung mitbestimmen und diese zugleich (re)produzieren.

Der Band *„Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen.“* integriert nun gezielt die *Gender*-Dimension, in wissenschaftlichen Aufsätzen über Globalisierungsprozesse, Migrationserfahrungen und Inter- bzw. Transkulturalität. Auch wenn dabei der Blick von Frauen auf Frauen deutlich dominiert, bleibt das männliche Selbstverständnis neben Überlegungen zu *Gender*-Varianzen in diesem Gefüge nicht unberücksichtigt. Hierfür konnte die Herausgeberin Judith Schlehe erfreulicherweise überwiegend Autorinnen und Autoren gewinnen, die in ihren Beiträgen theoretische Konzepte mit anschaulichen Beispielen aus ihrer eigenen Forschungspraxis verdeutlicht haben. Diese kommen vornehmlich aus der Ethnologie, aber auch aus anderen Fachbereichen wie der Literaturwissenschaft. Dabei ist die länderübergreifende Interdisziplinarität der Zusammenstellung programmatisch zu verstehen und soll, ganz im Sinne ihrer Inhalte, „für die Vielfalt und das Zusammenspiel der Perspektiven plädieren“ (S. 16).

Die dreizehn Aufsätze des Bandes wurden in vier Teilbereiche untergliedert. Zur Einführung diskutieren in Teil 1, „Genderkonstruktionen in globaler Bewegung“, Sabine Strasser und Elka Tschernokoshewa neuere Ansätze aus der feministischen Sozial- und Kulturanthropologie vor dem Hintergrund gegenwärtiger Migrations- und Identitätstheorie. Desgleichen findet sich hier Werner Krauß' Auseinandersetzung mit den „masculinity studies“ vor allem in ihrer Beziehung zur feministischen Ethnologie. Dieter Haller geht es um die Dekonstruktion der (hetero)normativen binären Geschlechterkategorien die „zugegebenermaßen“, so Schlehe (S. 18), auch in diesem Band erhalten bleiben und um deren Chancen und Konsequenzen für die ethnologische Geschlechterforschung.

Im 2. Teil, „Genderdimensionen in transkulturellen Paarbeziehungen“, analysiert Jutta Lauth Bacas die transkulturelle Dynamik binationaler Partnerschaften und illustriert dabei vor allem die Kulturalisierung von Beziehungskonflikten. Barbara Waldis schreibt über geschlechtstypische Strategien von Heiratsmigration. Sie kommt dabei zu dem interessanten Schluss, dass „die zumindest implizite Kritik der Geschlechterkultur im Herkunftsland (...) ein wichtiges Migrationsmotiv“ (S. 144) ist. Mirjana Morokvasic-Müller betrachtet die Realitäten interethnischer Paare vor dem politischen Hintergrund des ehemaligen Jugoslawien. Diese sollten später zu den ersten Opfern des Konflikts gehören.

Teil 3, „Genderrepräsentationen in literarischen und Bildungstexten“, enthält die Arbeiten von Gabriele Rippl und Sigrid G. Köhler zu sehr unterschiedlichen Werken dreier Schriftstellerinnen. Sie entstammen dem spannungsreichen Kontext chinesisch-amerikanischer Migration, der postkolonialen Situation einer karibischen Insel und des afrikanischen Feminismus. Rita Schäfer stellt die *gender*-orientierte, interdisziplinäre und multikulturelle Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen des südlichen Afrika vor. Diese haben, anhand partizipativ durchgeführter Vorstudien, Bildungs- und Rechtskonzepte entwickelt, die Handlungsspielräume südafrikanischer Frauen wirksam erweitern helfen.

Der 4. Teil, „Genderkonstruktionen in Diaspora-Situationen“, beleuchtet mit Maria-Barbara Watson-Franke die Lage matrilinearere Mütter in den patriarchal organisierten Metropolen, in die sie vormals mit ihren Familien abgewandert sind. Diese Frauen, die in ihrer Herkunftskultur strukturell stark positioniert sind, ökonomisch und als zentrale Persönlichkeit, sehen sich einem Wertesystem gegenüber, das „sowohl ihnen selbst als auch *ihren Familien* fremd ist“ (S. 230, Hervorhebung im Original). Hier ist spannend zu lesen, ob und wie ihre Matrilinearität überlebt. Elfriede Hermann schildert über welche Differenzierungsdiskurse sich eine umgesiedelte, ebenfalls matrilineare Ethnie gegenüber der Mehrheitskultur ihre Rechte und politischen Interessen sichert. Die Selbstdifferenzierung der vorgestellten Ethnie isoliert sich hier jedoch nicht als Gegenpol zu der Gleichheit mit anderen. Auf Gleichheit wird in der Regel geradezu verwiesen, wird sie korreliert mit Differenz im Sinne von „same, but different“ (S. 244) und das ebenfalls zum Erhalt des besonderen Status der Ethnie! Helma Lutz beschließt den Band mit einer Untersuchung surinamischer Niederländerinnen und deren Töchtern. Sie zeigt, wie die Mütter transnationale Beziehungen aufrechterhalten, sich in transnationalen Räumen verorten. Die Töchter indes nehmen zu derartigen Verknüpfungen eine eher ambivalente Haltung ein, da sie im Heimatland ihrer Eltern habituell nicht verankert sind. Daher lässt sich auch das so verführerisch anmutende Konzept der Hybridität nicht ohne Weiteres auf die Ergebnisse dieser Forschung anwenden.

In Anbetracht des Spektrums und der Qualität der Beiträge lässt sich der vorliegende Sammelband als eine sehr gelungene Zusammenstellung loben.

Claudia Münzing

Queer denken

Andreas Kraß (Hrsg.): *Queer denken*, Frankfurt/M. 2003 (Suhrkamp, 357 S., 14 €).

Queer zu sein, das ist nicht schwer, *queer* zu denken aber sehr. Das muss jedoch nicht immer so sein. Glücklicherweise gibt es mittlerweile die Aufsatzsammlung *Queer denken*, die sich queerer Wissenschaft aus unterschiedlichen Richtungen annähert und eine gute Auswahl an Beiträgen queerer WissenschaftlerInnen vor allem aus den USA bereithält. Mit Ausnahme von Judith Butlers Aufsatz „Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität“, der schon vor Erscheinen von *Queer denken* ins Deutsche übersetzt war, sind alle Beiträge englischsprachiger AutorInnen erstmals auf Deutsch abgedruckt, darunter für *Queer Studies* wichtige Texte wie Eve Sedgwicks „Epistemologie des Verstecks“ oder David Halperins „Wegweiser zur Geschichtsschreibung der männlichen Homosexualität“.

Die Einleitung des Buches von Andreas Kraß ist eine lesenswerte Einführung in *Queer Studies* und verschafft NeueinsteigerInnen einen guten Überblick über die oftmals sperrige und schwer greifbare queere Forschung. Der Hauptteil des Buches ist unterteilt in drei Bereiche, die sich mit „Queer Theory: Sexualität und Politik“, mit „Queer History: Von Sodom bis Stonewall“ und mit „Queer Reading: Das Begehren des Textes“ befassen. Da die Beiträge aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen kommen und somit auch ‚queer‘ jeweils unterschiedlichen Bedeutungsgehalt hat, ist diese Dreiteilung nicht nur sinnvoll, sondern nötig. Sie ermöglicht den LeserInnen eine je nach Interessenlage gezielte Textauswahl, dient gleichzeitig aber auch als Leitfaden für diejenigen, die sich noch nicht ausführlicher mit ‚queer‘ beschäftigt haben.

Während der erste Teil „Queer Theory“ theoretische Basistexte umfasst, die Grundzüge heteronormativer Regimes aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten und damit das nötige Vokabular zur Entlarvung zwangszweigeschlechtlicher und zwangsheterosexueller Ideologien liefern, eignet sich der zweite Teil „Queer History“ besonders gut, um eine Idee von queerer Diskursanalyse zu bekommen. Hier wird der Fokus auf historische Phänomene und deren Auswirkungen auf den heutigen Diskurs gelegt, wobei gerade beim Thema Homosexualität auf die Kontextgebundenheit und auf die historische Bedingtheit der jeweiligen gesellschaftlichen Bewertungen verwiesen wird. Im dritten Teil „Queer reading“ begeben sich die AutorInnen auf die Suche nach queerem Begehren in literarischen Texten und machen dabei interessante Entdeckungen. Texte von der Antike bis in die Neuzeit lassen den Schluss zu, dass homosexuelles Begehren oftmals verschlüsselt und als heterosexuelles oder aber nicht-sexuelles Begehren getarnt thematisiert wurde.

Wie in den beiden anderen Teilen lässt sich auch hier aufzeigen, wie heteronormative Interpretationen von Begehren dazu geführt haben und immer noch dazu führen, gleichgeschlechtliches Begehren ins Versteck der Nichtsagbarkeit zu verdrängen und zum ewig Anderen zu machen. Zusätzlich wird Andreas Kraß’

anfängliche Feststellung, dass das Leben für queere Menschen in einer heteronormativen Welt oftmals dem des Lebens auf einem anderen Stern gleicht und „die Lage so wenig feierlich ist wie die Weihnachtsgeschichte, die bekanntlich nicht nur von familienfreundlichen Hirten, Engeln und Schafen, sondern auch von Staatskontrolle, Ausstoßung, Verfolgung und Exil handelt“¹ wissenschaftlich untermauert und analysiert.

Queer denken soll den LeserInnen einen Überblick über signifikante Züge queerer Wissenschaft aus unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Bereichen geben², was aufgrund der Textauswahl über weite Strecken vorbildlich gelingt. Vor allem die Einleitung ebnet den Weg, die nachfolgenden Beiträge verstehen und einordnen zu können. Sie eignet sich zum einen als Einstiegstext für fachfremde LeserInnen und zum anderen als gute Zusammenfassung für all diejenigen, die sich schon mit queerm Denken und queerer Geschichte auseinandergesetzt haben. Bei den Beiträgen des Hauptteils ist dies nicht anders. Wer in queerm Denken bewandert ist, wird zwar nichts wirklich neues entdecken, da die meisten Aufsätze aus den 1990er-Jahren stammen und als englische Versionen zum queeren Standardrepertoire gehören, kommt aber dennoch in den Genuss guter deutscher Übersetzungen. NeueinsteigerInnen können aus den Übersetzungen den Nutzen ziehen, sich der komplexen Thematik nicht auf englisch nähern zu müssen, ein Vorteil, der gerade bei etwas unverständlicheren Texten (Teresa de Lauretis lässt grüßen) nicht zu unterschätzen sein dürfte. Der letzte Teil des Buches, „Queer reading“, ist insbesondere für LiteraturwissenschaftlerInnen interessant, könnte sich für alle anderen jedoch etwas mühsam gestalten. Hier wäre es wünschenswert gewesen, sich die ein oder andere Textexegese zu sparen und Platz zu machen für queere Themen wie Transidente oder Transgender, von der auch in queeren Kreisen durchaus heiß diskutierten SM-Thematik ganz zu schweigen.

Alles in allem gesehen ist *Queer denken* jedoch ein Buch, das sich im Bücherregal einer/s jeden an *queer* Interessierten wiederfinden sollte, sei es als Nachschlage- oder als Einstiegswerk. Prädikat: kaufens- und lesenswert!

Anmerkungen

1 Andreas Kraß: „Queer Studies – eine Einführung“, in: *Queer denken*, Frankfurt/M. 2003, S. 8.

2 Vgl. ebd., S. 20.

